

Ich bin Ava und habe am 30. Juli Geburtstag. Das ist alles, mehr habe ich nicht, mehr weiß ich nicht. Durch den Krieg in unserem Land haben wir nicht nur geliebte Personen verloren, nein, ich denke viele von uns haben auch sich selbst verloren. Ich auch. Natürlich verlegt man sein Selbst nicht einfach wie einen Schlüssel. Nein, es geschieht über Tage, Wochen, Monate, Jahre. Jetzt wollt ihr bestimmt sagen, dass ich noch mehr kenne als meinen Namen und meinen Geburtstag. Natürlich weiß ich mehr, ich hatte einen Bruder, zwei Schwestern, eine Mutter und einen Vater. Es gibt diese Menschen nicht mehr. Also warum sollte ich weiter dem Geschehen nachweinen? Das ist so in meinem Land, jeder in unserem Dorf kann eine ähnliche Geschichte erzählen, ich erzähle aber meine. Ich hatte natürlich auch Hobbys. Ich glaube ich habe die Natur und das Wandern sehr geliebt. Jetzt heißt das friedvolle Wandern Flucht.

Ich wohnte in Afghanistan, ich lebe zwar immer noch dort, jedoch ist es nicht mehr mein Zuhause, nicht mehr mein Land. Ich beginne meine Flucht. Ich gehe los, mittags wenn die Sonne am höchsten steht, wenn sie mich am besten beschützen kann. Die meisten in unserem Dorf gehen in Grüppchen los, am Morgen ganz früh wenn es noch dunkel ist, oder am Abend, wenn die Dunkelheit einbricht. Wenn sie zu diesen Zeiten losgehen, dann werden sie kaum bis gar nicht gesehen. Nicht gesehen von denen, die ich nicht beim Namen nennen werde. Ich verbinde zu Schreckliches mit ihnen. Ich gehe raus aus dem Dorf, es liegt in einem Tal, umgeben von Bergen und Wiesen. Vielleicht sieht es so aus, als würde ich Kräuter pflücken gehen. Falsch, ich beginne mein neues Leben. Zuerst halte ich mich an den Fluss, er fließt einmal quer durch das Dorf und auch wieder heraus. Die ganze Zeit schaue ich mich um. Sie könnten auftauchen und noch mehr in meinem Leben zerstören, doch schwarzgekleidete Männer sind nicht in Sicht. Ich bin draußen. Die Sonne brennt in meinem Nacken. Soweit war ich noch nie weg von zu Hause. Ich halte mich weiter an den Fluss, wenn ich zu dem Berg, 'Der betende Mann' komme, soll ich den Fluss überqueren und in einem rechten Winkel zum Fluss weiterlaufen. Als ich bei dem seltsam geformten Berg ankomme, ziehe ich meine Schuhe aus. Nicht um Pause zu machen, das habe ich den ganzen Tag lang nicht gemacht. Mittlerweile steht die Sonne am Horizont, bis jetzt verlief alles nach Plan. Der Plan: den Plan hat mein Vater erstellt. Ich wollte doch eigentlich nicht daran denken, jetzt tue ich es doch. Eigentlich wären wir heute zu sechst, mein Vater hatte alles geplant und vorbereitet. Er wurde zwei Tage nach dem Fertigstellen der Route verschleppt. Zusammen mit meinem Bruder. Mein Vater war immer sehr stark, mein Bruder hat die Angst jedoch nicht ausgehalten. Als er fliehen wollte, haben sie ihn erschossen. Mein Vater sollte für DIE arbeiten, er hat sich geweigert = Tod. Das alles passierte heute vor einem Jahr. Da kamen SIE auf einmal ohne zu klopfen herein, haben alles zerstört. Ich wate durch das kalte Wasser, es kitzelt, aber ist trotzdem angenehm. Es kühlt die heißen und vom Laufen brennenden Füße.

Als ich am anderen Ufer ankomme, ist die Sonne bereits komplett untergegangen. Dabei hat die Flussüberquerung kaum 10 Minuten gedauert. Nun wird es kühl, und die Dunkelheit wächst rasend schnell. Es fühlt sich an, als würde sie mich drängen und vor sich her stoßen. Ich beeile mich immer mehr, bis ich richtig renne. Ich renne vor der Dunkelheit, vor dem Unbekanntem weg, doch gleichzeitig laufe ich doch auch ins Unbekannte und Ungewisse hinein, oder? Da sehe ich sie, endlich die Lichter, die darauf hinweisen, dass ich bei den Lastern, die mich und andere Flüchtende über die Grenzen setzen sollen, angekommen bin. Sie scheinen allein in der Dunkelheit, und doch überstrahlen ihre Scheinwerfer die ganze Finsternis. Ich gehe also weiter, zu einem von diesen Treckleitern, von denen mein Vater uns erzählte. Erst jetzt sehe ich, wie groß die hinteren Ladeflächen der Autos sind. Damit die Fahrer der Transporte mich nicht gleich wieder abweisen, weil ich alleine, zu klein UND ein Mädchen bin, nehme ich schon einmal meinen Geldbeutel heraus und klimpere ein wenig mit den Münzen, wie Vater es uns immer eingeschärft hat: „Die Übersetzer sind immer auf Geld aus, mehr wollen die nicht.“ Sie lassen mich mit einem skeptischen Blick hindurch und teilen mich dem zweitvordersten von fünf Wagen zu. Ich setzte mich auf die bereits zur Hälfte gefüllte Ladefläche. Als ich mich einigermaßen bequem sitze, fange ich an, die anderen Menschen um mich herum zu studieren. Links neben mir kauert ein kleiner Junge, dessen Mutter ihre Arme um ihn geschlungen hat und stumm weint. Ihr Sohn dagegen richtet seine stumpfen Augen auf seine nackten und schmutzigen Füße. Ich wende meinen Blick ab und lasse ihn nach rechts schweifen. Dort hat sich ein ziemlich dicker Mann breitgemacht. Er riecht nach Alkohol und Zigaretten. Nach einer guten halben Stunde setzt sich der Pickup in Bewegung. Die Plane wird über unserer Ladefläche zugezogen, es wird schnell zu heiß. Jetzt stinkt der Mann neben mit noch mehr. Es sind viel mehr Flüchtlinge auf unser Auto gekommen, als ich gedacht habe. Es ist stickig, heiß, und meine Füße schmerzen vom unbequemen Sitzen. Aber ich traue mich nicht mich zu bewegen. Also verharre ich in meiner Position.

Au, ich stoße mir mein Knie an irgendetwas Spitzem. Ich brauche einen Moment, um mich daran zu erinnern, wo ich überhaupt bin. Ahh, mein Rücken, ich weiß wieder wo ich bin, wir müssen über eine ziemlich löchrige Straße fahren. Da merke ich, ich liege ja. Zum ersten Mal mache ich meine Augen komplett auf. Ich will sie sofort wieder schließen, das Gesicht des hässlichen, dicken Mannes lächelt mir fies entgegen. Mein Kopf muss auf seinen Beinen liegen. Tut er auch, und die Hand des Typen liegt, oh Gott, an meinem Hals. Ich setze mich mit einem Ruck wieder auf. Niemand meiner Mitreisenden hat es gestört, dass ein seltsamer Onkel einer 14-jährigen an den Hals gepackt hat. Der Mann grinst mich hinterlistig an. Gerade als ich noch ein wenig näher an die Mutter und ihren Sohn heranrücke (vielleicht 2 cm), ruft ein Mann, der ziemlich weit hinten sitzt: „Hey, wir können doch unmöglich schon im Iran sein“. Stimmt, wir haben gestoppt, das merke ich erst jetzt. „Habt ihr Dreckspack echt gedacht, wir bringen euch bis Birjand? Da hinten sind Grenzer, falls ihr Kanaken das nicht kapiert habt, die schießen auf uns. Ja, genau da bringt euer Geheule nichts.“ Einer der Fahrer hat mit einem verächtlichen Ton auf die Frage des Mannes geantwortet. Wir waren in Herat gestartet. Nein, wir können wirklich noch nicht in Birjand sein. Jetzt wendet sich der Beifahrer an uns: „Hier endet eure große Fahrt ins Glück, ihr Pisser. Aussteigen, für uns gibt’s im Gegensatz zu euch noch bessere Orte als das Gefängnis, also hasta la vista ihr Futzis.“ „Ich will mein Geld zurück, ich habe für eine Fahrt nach Birjand gezahlt, wir sind aber nicht in Birjand!“ Der Flüchtling hinten hat wieder was gesagt. Anscheinend spricht er etwas aus, was viele denken, denn neugierige oder beinahe wütende Blicke huschen zu den Transportleuten. „Du kleiner Mistsack, hältst dich wohl für ganz schlau, ne? Ihr kleinen geldgierigen Arschlöcher kriegt nichts zurück und jetzt raus.“ Der Fahrer hat gesprochen. Ich bekomme Angst, was soll ich denn tun? Wenn sie uns wirklich rauswerfen, muss ich zu Fuß weiter gehen, bis in die Türkei. Wir sind doch nicht mal im Iran, nein das funktioniert nicht. Ich muss zurück, Tränen schießen mir in die Augen. Nochmal brüllt einer „RAUS“. Da kommt Bewegung in uns Flüchtende, jeder will zuerst aus dem Auto steigen, um nicht den Zorn eines Treckleiters abzubekommen. Ich auch, ich dränge mich hinter dem Dicken hinaus.

Es ist bereits Tag, die Sonne glüht am Horizont und wirft alles in ein oranges und rosa Licht. Ich schaue mich um und sehe tatsächlich den Grenzzaun, davor laufen bewaffnete Soldaten umher. Der Zaun ist circa 70 m von uns entfernt, die Autos sind hinter einem großen Baum versteckt. Auch der Mann, der sich beschwert hat, klettert hinaus ins Freie. Jetzt sehe ich, dass er zwei Kinder hat und eine Frau, mit der er sich leise unterhält. Auf einmal stoppt er, er sieht meinen Blick auf sich ruhen. Beschämt senke ich den Kopf und will mich umdrehen. Doch ich spüre eine Hand auf meiner Schulter, sie ist warm und tröstend. „Willst du mit uns kommen, wir versuchen über die Grenze zu gelangen, in einer Gruppe ist das meistens einfacher?“ Ich schaue in das Gesicht des Vaters, den ich eben beobachtet habe. Dann sage ich automatisch „Ja.“ „In Ordnung, ich bin Faisal.“ Was? Ich habe ja gesagt, nein ich darf nicht mit anderen gehen, ich muss zurück, ich muss nach Hause und vergessen, dass ich jemals flüchten wollte. Doch ich gehe, wieder ganz automatisch, mit der Familie mit. Weiter, weiter bis zu den Bäumen am Grenzzaun, dort bleibt Faisal stehen. Er flüstert uns zu, er will weiter nach rechts, wo er eine Lücke zwischen den Wachleuten und ein Loch im Zaun gesehen hat. Also gehen wir wieder weiter. Tatsächlich: ein Loch. Als erstes kriecht Nesrin hindurch, die älteste Tochter von Faisal und Dunja. Jetzt ich, dann Jara und Dunja. Als letztes klettert Faisal hindurch. Ich bin auf der anderen Seite, ich bin im Iran, endlich. Alle genießen für einen Moment den Erfolg, doch da werden Stimmen laut, panische und wütende Stimmen. Faisal drängt uns nach vorn, und ein paar Sekunden später hören wir die ersten Schüsse. Ich bekomme Panik, ich will schreien, zurück, sie retten, sie dürfen nicht sterben, neein, ich rette sie, sie können mich doch nicht allein lassen. Der Schuss halt weiter in meinem Ohr. „Schhhht, ist gut, du musst leise sein!“ Ich liege am Boden, ich fühle mich schlapp und müde. Wer ist gestorben, ist überhaupt jemand tot? Was habe ich geträumt, und was ist wirklich passiert? „Komm, steh auf, wir müssen weiter laufen.“ Die beruhigende Stimme von Dunja klingt an mein Ohr. Ich erhebe mich tatsächlich. Nesrin, die etwas größer ist als ich, stützt mich. Ich frage nicht, wer geschossen hat, ob jemand gestorben ist, oder was mit mir passiert ist. Ich gehe einfach still neben Nesrin her. Ich erinnere mich an die Bilder, die ich eben in meiner Angst noch ganz deutlich vor mir gesehen habe: meine Familie. Vor uns laufen Nesrins Schwester und ihre Eltern.

Es ist später Nachmittag, wir gehen jetzt schon seit so vielen Stunden, doch eine Pause ist nicht in Sicht. Es geht mir besser, die Anwesenheit der Familie tut mir gut. Vater hätte Faisal bestimmt gemocht und Mutter Dunja. Mutter, auch an sie wollte ich eigentlich nicht denken. Sie war eine gute Mutter, meine Geschwister und ich konnten ihr all unsere Sorgen mitteilen. Als die schwarzen Männer kamen und Vater und meinen Bruder

mitnahmen, haben sie ein paar ihrer Leute bei uns im Haus gelassen, damit sie sich um meine Schwestern und meine Mutter 'kümmern' wie sie gesagt haben. Sie haben sich um sie gekümmert, oh ja. Sie haben geschrien, aber die Männer haben gelacht. Ein ekelhaftes Lachen und ein ekelhaftes Tun. Nur mich haben sie nicht gekriegt. „Wir müssten gleich da sein.“ Faisal reißt mich aus meinen Gedanken. Erst jetzt wende ich meinen Blick von meinen Füßen ab und schaue nach vorn. Tatsächlich, ein Dorf, anders als ich gedacht habe, natürlich nicht Birjand. Am nächsten Morgen gehen wir, nach einer kalten, unter freiem Himmel verbrachten Nacht weiter. Den ganzen Tag, und auch den nächsten. Die Nächte verbringen wir immer unter irgendwelchen Bäumen am Waldrand. Am dritten Tag, mittags, erreichen wir endlich die Stadt: Birjand, hier soll uns der nächste Treck weiter in Richtung Türkei bringen. Es ist das erste Mal, dass ich in eine richtig große Stadt komme. Glücklicherweise kennt sich Faisal ein wenig aus. Er war einmal mit seinem heute toten Bruder dort. In den vergangenen Tagen haben wir von Faisals, Dunjas und meinem Proviant gelebt. Doch nun ist alles aufgebraucht. Faisal bringt uns zu einem lärmenden, riesigen Markt. Hunderte Händler bieten unterschiedliche Waren an. Wir kaufen Brot und Wasser. Dann gehen wir zu einem Platz, dort sollen uns die nächsten Wagen abholen. Mit Nesrin und Jara spiele ich Hand-Abklatschen. So lange bis unsere Hände ganz rot sind. Endlich (es ist bereits früher Abend) sehe ich große Laster auf uns zu kommen. Wir sichern uns hinten Plätze, bei denen wir uns an der Verladerampe der Ladefläche anlehnen können. Auch bei diesen Trecks dauert es, bis sie losfahren, aber diesmal steigen nicht mehr ganz so viele Leute ein. Ich rede mit den Schwestern, wir beobachten die Leute, die zu uns hochklettern. Es ist kein schmieriger, dicker Typ in meiner Nähe. Ich schlafe an Dunja gelehnt ein. Wir fahren drei Tage lang durch, immer mit zehn Minuten Pause alle drei Stunden. Am Abend des vierten Tages kommen wir endlich in Teheran an. Ich bin müde und meine Glieder schmerzen, als wir aus dem Wagen steigen, die ganze Fahrt lang ist nichts passiert.

Die Pickups entfernen sich, und ich stehe einen Moment ein wenig benommen in der Dunkelheit. Wir machen uns zu Fuß weiter auf den Weg in Richtung türkische Grenze. Faisal erklärt uns, dass, wenn wir Glück haben, über Istanbul nach Europa gelangen und nicht nach Lesbos abgeschoben werden. Die nächsten Grenzübersetzer warten in Täbris, die sollen uns dann bis Malatya bringen. Doch dann trennen sich die Wege von mir und der Familie von Faisal. Sie wollen einen Flüchtlingsbus in Kayseri nehmen, und ich werde zu Fuß weiter nach Konya wandern. So beginnt die nächste lange Wanderung, Flucht. Wie vor einer Woche gehen wir den ganzen Tag lang, wachen in den frühen Morgenstunden auf und setzen die Tour fort. Auf den anstrengenden Wegen rede ich kaum, niemand redet. Ich denke an meine Familie, die eigentlich jetzt hier neben mir laufen sollte. Ich habe das Gefühl, der Weg bis Täbris dauert viel länger als die Strecke nach Birjand. Alles verläuft ziemlich genauso wie beim letzten Mal. Wir warten auf die Autos, die Autos kommen. Wir werden von den Fahrern beschimpft, wir kommen an, wir steigen aus. Ich will nicht wieder alleine gehen und nicht wissen, wo ich hin soll, aber ich habe keine Wahl, ich habe mir versprochen die Route meines Vaters zu gehen.

Ich laufe, da hinten ist das Boot, das mich nach Europa bringt, es ist eigentlich schon voll. Ich laufe trotzdem. Hinter mir höre ich die Stimmen von Faisal und den anderen. Sie werden es nicht schaffen, sie sind zu viele, zu langsam. Am Ende bin ich doch nicht alleine gegangen, das kann und konnte ich einfach nicht. Stattdessen bin ich Faisal und seiner Familie gefolgt. Wir sind gegangen und gefahren, von Täbris bis nach Malatya, nach Kayseri, nach Ankara und von dort nach Istanbul. Mir ist nichts passiert, keine schwarzen Männer, keine Grenzleute. Auch damals als sie meine Schwestern und meine Mutter holten, ist mir nichts passiert. Ich saß unten in der kleinen Kammer unseres Hauses, die ich mit acht Jahren entdeckt hatte. Ich bin und war sicher. Und wenn ich das hier schaffe, wenn ich das Boot erreiche, dann habe ich alles geschafft. Dann bin ich endlich in Europa. Ich denke an die letzten Wochen, an den ersten Tag. Damals wusste ich nichts. Heute weiß ich immer noch nicht viel mehr, nur was Flucht ist. Was Angst ist, wusste ich schon früher. Ich laufe weiter, immer weiter. Alles, mein ganzes Leben sehe ich vor mir, es zieht mich weiter, es schiebt mich an, stärkt mich. Noch schneller, immer schneller. Voller Sicherheit. In diesem Moment weiß ich es, ich weiß, ich spüre es einfach. Ich werde es schaffen.